



Eine Ent-

täuschung!

— Durch den Gut. —

Von G. von Gaullieu.

Er hieß Wohlgenuth, aber selten hat ein Mensch seinem Namen so wenig Ehre gemacht. Man hätte ihn lieber Sauertopf oder Einsidig heißen sollen. Freilich konnten seine Eltern ihm nicht in der Wiege ansehen, was aus ihm werden würde. Nicht etwas erbärmliches oder schlechtes, bewahre, ein berühmter Gelehrter, ein Naturforscher. Doch von wohlgenüther Art war, wie gesagt, wenig an ihm zu spüren; er war ein verdrießlicher Mensch, ein Einsiedler, der nur seine Präparate, seine Bücher und seine Zigarre zu Freunden hatte. Natürlich war er auch ein Hagestolz, wie hätte eine Frau in eine Häuslichkeit gepaßt, in der die Wissenschaft und wieder die Wissenschaft die *suprema lex* war? Eine Gemahlin, eine Gattin, ja selbst ein Weibchen hätte sich nicht in diese Atmosphäre von Staub, Zigarrendampf, Kampfer und Spiritus (letztere Gerüche stammten von naturwissenschaftlichen Präparaten) gefunden, oder sich doch unglücklich darin gefühlt.

Zum Glück besaß Professor Wohlgenuth Andrae eine Schwester, ein stilles, häusliches und doch vergnügtes Wesen, so anspruchslos, wie nur unverheiratete Schwestern, welche über die erste Jugend hinaus sind, es sein können. Als Wohlgenuth einen Ruf nach Jena erhielt und damit ein reichliches und gutes Auskommen, schrieb er an seine Schwester Meta in England.

Sie hatte als frisches, naives Ding von achtzehn Jahren das gehabt, was man in der verhöllenden, alle Härten absichtlichen Salonsprache ein Interesse nennt, dann hatte sie — um in derselben Sprache zu reden — eine Enttäuschung erlebt. Das heißt: Meta hatte warm und herzlich geliebt, einen Studenten der Medizin, einen Freund und Studien-genossen ihres Bruders; sie hatte auch gefühlt, daß Bernhard vom Werth sie wieder liebe. Aber er war arm, sie

auch, es konnte ja nichts werden! Meta war ein mutiges, tüchtiges Mädchen; sie mochte keine Scenen, sie erwartete keine ausfich:stose Verlobung, sie entschloß sich kurz und gut, statt der Scenen lieber ihr Lehrentinnen-examen zu machen. Ihre Eltern waren tot; das kleine Kapital, welches sie besaß, reichte gerade zu ihrer Ausbildung hin. Als sie das Examen bestanden, nahm sie eine Stelle als Erzieherin in England an; ihren Freund, Bernhard vom Werth, sah sie nicht wieder.

Auch ihr Bruder schlug sich recht und schlecht durchs Leben, bis er durch ein auf darwinistischem Theorien fußendes Werk in der wissenschaftlichen Welt Aufsehen erregte. Die Folge davon war der Ruf an die Universität von Jena.

Nun lebten die Geschwister schon fast ein Lusttrum beisammen. Meta hatte nach jahrelanger, anstrengender Thätigkeit in fremden Häusern, in fremdem Lande, bei dem Bruder einen Ankergrund gefunden; sie wußte das eigene Heim zu schätzen, so still, eng und beschaulich es auch war. Von der Außenwelt drang nicht viel in die den Studien geweihten Räume, doch Meta stellte für sich selbst keine Ansprüche; ihr einziges Sinnen und Trachten war, es ihrem Bruder behaglich zu machen. Daß sie ihm durch ihre Kenntnisse des Englischen auch bei seinen Arbeiten hilfreich sein konnte, indem sie englische fachwissenschaftliche Zeitschriften für ihn las und das, was er für seine Bücher und Vorlesungen brauchte, übersehte — freute sie, und so fand sie Befriedigung in ihrem Wirkungskreise.

Es mochte wohl schöneres, beglückenderes auf der Welt geben, allein, sie meinte: nur wenige errögen das Glück, und Frauen ihres Schlages seien nur dazu da, um nützlich zu sein. Nur manchmal, wenn sie ein Gedicht las, wenn es Frühling wurde, wenn das Abendrot besonders schön leuchtete, dann schnte sie sich aus der Enge fort. Doch wenn sie, schwärmend, an die weite Welt dachte, wanderten ihre Gedanken eigentlich nur zu einem einzigen Wesen, das sie nie vergessen hatte und nie vergessen würde. Was aus Bernhard geworden sein mochte? Ob er verheiratet war? . . . O, sie gönnte ihm ja das Glück, aber ihr Herz schlug doch schneller, wenn sie sich vorstellte, daß eine andere ihn nun besitze.

Herr Professor Wohlgenuth Andrae sah, wieder einmal in Darwins „Entstehung der Arten“ vertieft, an seinem Schreibtische, seine Freundin, die Zigarre, im Munde. Er hatte den vorzüglichen, von Meta bereiteten Kaffee genossen, und dehnte sich, die hageren Glieder von einem weiten Schlaftrode umhüllt, behaglich im weichen Lehnstuhle. Auf seinem Schreibtisch stand der Hermes des Praxiteles, aber der Gott wurde niemals beachtet, nie eines Blickes gewürdigt. Nur Meta, die ihm sorgend den Staub von den olympischen Schultern nahm, kammerte sich mütterlich um ihn.

Als Meta an die Thür des Studierzimmers klopfte, knurrte Wohlgenuth unwillig. Was sollte das heißen? Den Kaffee hatte sie ja schon gebracht. Sie hatte durchaus keine Berechtigung, nochmals zu kommen.

Meta erschien mit einem Briefe in der Hand.

Es währte lange, bis Wohlgenuth ihr das Schreiben abnahm, noch länger, bis er es gelesen. Er war in allem so gründlich und bedächtig.